

**Satellitenveranstaltung „Ein gesundes Aufwachsen für alle Kinder und Jugendlichen ermöglichen - Strategien kommunaler Gesundheitsförderung“
zum 18. Kongress Armut und Gesundheit
5. März 2013**

Zusammenfassende Mitschrift Workshop 1:

Beteiligung ermöglichen: Methoden und Erfahrungen

Referentinnen: *Prof. Dr. Michael T. Wright*, Institut für Soziale Gesundheit,
Katholische Hochschule für Sozialwesen, Berlin

Michael Wright begrüßt die Teilnehmer/innen und führt kurz in die Thematik ein: „Dabeisein ist *nicht* alles.“

„Partizipation bedeutet Perspektivwechsel“: Wright stellt konventionelle und partizipative Arbeitsweisen gegenüber und betont, mit der partizipativen Perspektive sei eine neue Rolle für Professionelle verbunden. Denn diese müssen ggf. auch von ihren Vorstellungen abweichende Lösungen der Betroffenen akzeptieren. Erforderlich ist auch ein hoher Grad an Selbstreflexion der Professionellen: Wie tragen sie möglicherweise dazu bei, dass die Betroffenen nicht ermutigt und aktiviert sondern möglicherweise – ungewollt - beschuldigt oder entmutigt werden?

Michael Wright stellt die Stufenleiter der Partizipation vor, die er als ein Reflexionsinstrument versteht, um die eigene Arbeit und deren Entwicklungsmöglichkeiten einschätzen zu können. Nur die erste Stufe „Instrumentalisierung“ ist negativ zu verstehen. Schon Stufe 2 (Anweisung) kann in bestimmten Situationen positiv sein, wenn z.B. akute Notfälle unmittelbare Handlungen erfordern.

Echte Partizipation muss eine verbindliche Beteiligung der Betroffenen an der Entscheidungsfindung sicherstellen – im Unterschied zur Vorstufe „Anhörung“.

Partizipation ist aufwändig und braucht Ressourcen, insb. ausreichend Zeit. Deshalb müssen partizipative Ansätze von Anfang an geplant und beim Ressourcenbedarf berücksichtigt werden. Dies umfasst auch die Begleitung partizipativer Prozesse durch Externe.

Es folgt eine zehnminütige Phase Kleingruppenarbeit mit der Leitfrage: Was halten Sie von den vorgestellten Ansätzen? In der nachfolgenden Diskussion werden folgende Aspekte angesprochen:

Die gesellschaftlichen Strukturen sind nicht so angelegt, dass Partizipation „einfach“ möglich ist – diese muss in den Köpfen und (kommunalen) Strukturen verankert werden. In der Praxis sind oft nur wenige Ressourcen vorhanden, um partizipative Arbeit gestalten zu können. Diese wird oft als ein „unwichtiges Detail“ wahrgenommen.

Partizipation erfordert die Fähigkeit, sich zu artikulieren – hier ist eine Schnittstelle zur Bildungsdebatte. Der Bildungsstand wird oft „vererbt“ und damit auch die Chancen, sich aktiv an partizipativen Prozessen zu beteiligen.

Wie offen sind die Geldgeber für partizipative Projekte und Prozesse? Werden offene Ergebnisse akzeptiert, die ggf. den ursprünglichen Intentionen nicht entsprechen? Was passiert, wenn z.B.

das objektive Wohl der Kinder gefährdet wird? Wer darf eingebunden werden – z.B. auch vom Verfassungsschutz beobachtete Zielgruppen?

Die Professionellen haben immer normative Vorstellungen und bestimmte Grenzen, in denen Ergebnisse möglich sind (bzw. positiv bewertet werden). Es erfordert einen grundlegenden Perspektivwechsel, hier abweichende Vorstellungen der Betroffenen umzusetzen.

Wollen alle Zielgruppen partizipativ arbeiten? Ggf. besteht der Wunsch, dass Entscheidungen abgenommen werden. Hier ist es entscheidend, echte Wahlmöglichkeiten zu gewährleisten – auch auf die Möglichkeit hin, dass Partizipationsangebote abgelehnt werden. Dies gehört zur kritischen Reflexion: Wird das Thema bzw. die vorgegebenen Strukturen und Anforderungen von den Zielgruppen akzeptiert bzw. gewünscht?

Wie kann man Menschen reflexionsfähig und beteiligungsfähig zu machen? Beteiligungsangebote können auch leicht als Ausweis fachlicher Defizite bei den Fachkräften ausgelegt werden („Wissen Sie denn nicht, wie das geht?“). Michael Wright rät, den Prozess trotzdem zu wagen: „Erfolg überzeugt.“

Kommunikationsstil und Kenntnisse der jeweiligen Zielgruppen-Kultur müssen als Voraussetzung für erfolgreiche Beteiligung immer berücksichtigt werden. Mit „bildungsfernen“ Personen kann man beispielsweise kein „Seminar“ veranstalten.

Erfahrungen aus dem saarländischen „Bündnis gegen Depression“: Die Einbindung unterschiedlicher Professionen und die Entwicklung eines gemeinsamen Selbstverständnisses hat drei Jahre gedauert. Heute sind allerdings ergebnisoffene Diskussionen möglich, die nicht (nur) entlang der Professionsgrenzen verlaufen.

Partizipation kann auch eine Entlastung für Fachkräfte sein, die ihrem Selbstverständnis nach „Alles für ihre Zielgruppe tun“ und Lösungen für alle Probleme finden wollen. Stattdessen werden Dinge und Entwicklungen möglich gemacht, die aber nicht die Professionellen alleine umsetzen.

Wie weit kann man die Kinder beispielsweise bei der Gestaltung von Pausenverpflegung mitbestimmen lassen - auf die Gefahr hin, dass „nur Fanta und Cola verkauft werden“? Michael Wright verweist auf den Erziehungsauftrag der Schule und auf die vorhandenen pädagogischen und fachlichen Kompetenzen. Diese bieten den Rahmen und die Grenzen für die aktiven Beteiligungsprozesse.

Zum Abschluss betont Michael Wright es sei weiterhin die zentrale Aufgabe, die partizipativen Prozesse so zu gestalten, dass die Beteiligung auch einen konkret erlebbaren Nutzen für alle Beteiligten habe. Auch wenn die Strukturen dafür leider nicht immer optimal seien.